



Rosch haSchana

2022 - 5783

Unsere Gemeinde

Predigt zu Rosch haSchana 5783

Gehalten von Rabbiner Dr. Moshe Baumel
in der Beit Yosef Synagoge, Basel

Das Buch *Schmot* endet mit einer grossen Enttäuschung. Nachdem das jüdische Volk den Vorläufer des Tempels von Jeruschalaim, nämlich das Stiftszelt mit all seinen heiligen Gefässen und Geräten fertiggebaut hat, erfährt Mosche Rabbenu, der Leiter und oberste Bauherr dieses monumentalen Projekts, dass er dieses besondere Gebäude noch nicht betreten darf. Das muss sicher eine grosse Enttäuschung für ihn gewesen sein. Aber warum? Warum durfte er das heilige Stiftszelt noch nicht betreten?

Die Antwort auf diese Frage finden wir am Anfang des darauffolgenden Buches der Tora, dem Buch *Wajikra*. Es beginnt mit einem Aufruf G'ttes an Moshe: «*Geh und sprich zu den Kindern Israel und sag es ihnen.*» Was bedeuten diese merkwürdigen Worte: *Sprich zu Ihnen und sag es Ihnen* – Sprechen und Sagen beschreibt doch ein und dasselbe? Rav Naftali Zvi Jehuda Berlin, der Leiter der berühmten Jeschiwa von Wolozhin, an der viele bedeutende jüdische Persönlichkeiten im 19. Jahrhundert studiert haben, erklärte dies wie folgt: Zuallererst musste Moshe zu den Juden sprechen, dass sie sich *versammeln* sollen und erst nachdem er sie gemeinsam versammelt hat, hatte er ihnen die Gesetze der Opferungen zu sagen.

Er zieht hieraus den folgenden Schluss: Moshe durfte am Ende vom Buche *Schmot* das Stiftszelt noch nicht betreten, weil er zu diesem Zeitpunkt noch der einzige gewesen ist,

der alle Vorschriften gekannt hat. Aber das Stiftzelt war nicht sein eigenes privates Projekt, das Stiftzelt wurde nicht für ihn errichtet, sondern für das gesamte Volk Israel – sie alle hatten einen Anteil daran, sie alle mussten darüber informiert werden, bevor es irgendjemand betreten konnte. Erst nachdem Moshe die Juden versammelt und ihnen die Gesetze erläutert hatte, konnte er als Teil des Volkes Israel das Stiftzelt betreten.

Unser Stiftzelt heute ist unsere Gemeinde. Es ist nicht deine Gemeinde, es ist auch nicht meine Gemeinde, es ist nicht seine Gemeinde und auch nicht ihre Gemeinde – es ist *unsere* Gemeinde! Es ist eine Gemeinde, die wir gemeinsam tragen müssen und manchmal sogar gemeinsam ertragen müssen. Und es spielt keine Rolle, ob jemand mehr oder weniger weiss – es ist unser gemeinsames Heim, auch wenn nicht immer alles so läuft wie wir es gerne hätten. Es ist kein Privatprojekt, es ist ein gemeinschaftliches Unterfangen.

Eine Gemeinde ist primär kein Dienstleister und auch kein Service-Unternehmen, an das man Geld zahlt und sich dann die Frage stellt, ob es sich wirtschaftlich lohnt und ob der Preis passend kompensiert wird. Die Gemeinde ist ein Heiligtum. Ein Stiftzelt, in dem unsere Kinder und Enkelkinder aufwachsen, ein Ort der Begegnung. Ein Ort der gemeinsamen Freude und der gemeinsamen Trauer. Es ist eine kleine Welt für sich; eine Welt, die das Judentum in Basel seit mehr als 200 Jahren stärkt, fördert und weiterentwickelt.

Es ist mir bewusst, dass dieser Gedanke nicht leicht zu verdauen ist und vielleicht auch nicht unbedingt Wohlgefallen in den Augen aller finden wird, denn wir leben in einer Konsumgesellschaft, in der man sich bei fast allem – ja mittlerweile sogar in einer Ehe – die Frage stellt, ob es sich wirtschaftlich für einen lohnt. Wir müssen jedoch aus dieser egozentrischen Gedankenwelt ausbrechen und die Dinge in einem grösseren Kontext sehen und uns zuallererst die Frage stellen, warum es für die Stadt Basel und für die Schweiz, ja für Europa, wichtig ist, dass es diese Gemeinde gibt. Erst später können wir uns fragen, was wir persönlich davon haben. Zuerst musste Moshe die Juden versammeln und ihnen über das Stiftszelt erzählen, also zuerst die Gemeinschaft in den Vordergrund stellen, und erst später konnte er selbst vom Stiftszelt profitieren, also seinen persönlichen und religiösen Bedürfnissen folgen.

Die edlen Menschen, die diese Gemeinde in den letzten 200 Jahren aufgebaut und fortentwickelt haben, hatten genau dieses im Sinn: Die Gemeinschaft und das Wohl der Gemeinschaft. Das Todesurteil einer Gemeinde beginnt dann, wenn man anfängt sie seinen persönlichen Bedürfnissen anzupassen, wenn man nach eigenen Vorteilen sucht und anstelle von unserer *gemeinsamen* Gemeinde, über *meine* persönliche Gemeinde spricht. Sehr viele Gemeinden sind schon durch ein solches Gedankengut leider zerstört worden.

Wir sind uns dessen bewusst, dass auch unsere Gemeinde leider eine etwas dunkle Vergangenheit diesbezüglich hat, eine Vergangenheit, in der es darum ging, zu bestimmen, wer in die IGB passt und wer nicht. Ich möchte an den

ablehnenden Umgang mit geflüchteten Juden – hauptsächlich aus dem Osten – die noch vor dem Zweiten Weltkrieg in Basel ihre neue Heimat suchten, erinnern, oder die negative Haltung gegenüber den jüdischen Flüchtlingen während und nach dem Zweiten Weltkrieg ins Gedächtnis rufen. Natürlich waren auch viele Familien dabei, die unermüdlich geholfen haben, ihre Tore und Herzen geöffnet haben und immer sehr unterstützend waren, was sie sehr rühmt – und doch hielt sich diese Freundlichkeit in Grenzen, so dass leider nicht die positive, sondern eher die negative Seite in die Geschichtsbücher eingegangen ist. So ist im letzten Jahr ein historisches Buch erschienen, welches den Umgang unserer Gemeinde mit Flüchtlingen während des Zweiten Weltkriegs historisch aufarbeitet und thematisiert. Es heisst dort – Zitat – : *«Jedoch kam hier der kulturelle Konflikt zwischen West- und Ostjuden zum Tragen. Die deutschen Juden hatten ein besseres Ansehen als die osteuropäischen und erhielten eher Unterstützung.»* An anderer Stelle heisst es in Bezug auf die Nachkriegsjahre: *«Offensichtlich waren zwar viele ehemalige Flüchtlinge der IGB beigetreten, doch fühlten sie sich auf gesellschaftlicher Ebene noch immer nicht willkommen...»*. Man wollte diese Menschen nicht in der IGB behalten, sondern ihnen eher die Weiterreise ermöglichen. Wir können diesen Fleck nicht einfach reinwaschen, aber wir können es dieses Mal besser machen.

Wie Sie alle wissen, betreut die IGB seit Beginn des Krieges in der Ukraine über 70 Flüchtlinge, Erwachsene und Kinder, die grösstenteils in der Gemeinde Fuss gefasst haben. Man sieht sie, man hört sie – sie sind hier täglich präsent, sei es in der Synagoge, in der Schule oder auf Veranstaltungen. Wir

sind uns alle dessen bewusst, dass dies kulturelle und sprachliche Herausforderungen mit sich bringt. Es hat mich daher nicht gewundert, dass vor ca. einem Monat jemand unter einem Pseudonym im Tachles einen Lesebrief verfasst hat, mit der Klage die Gemeinde – und insbesondere ich in meiner Funktion als Rabbiner – würden uns mehr um die Ukrainer als um die eigene Gemeinde kümmern. Nun darüber hinaus, dass diese Behauptung im Grunde falsch ist, herrscht in dieser Nachricht ein Unterton, der die Hilfe, die die IGB hier leistet, in Frage stellt. Da hier jegliche Empathie für Menschen fehlt, die fast alles verloren haben, die es mitangesehen haben wie ihre Nachbarn erschossen wurden, für Kinder, die nachts durch den Raketenhagel kein Auge zumachen konnten und sie alle nun ein neues Leben in einer ihnen unbekanntem Umgebung mit einer neuen Sprache beginnen müssen, ist diese Kritik meines Erachtens fehl am Platz. Für uns als Gemeinde sollte es in erster Linie darum gehen, Menschen, jüdischen Menschen, die ihre Hand nach Hilfe ausgestreckt haben, mit unseren beiden Händen helfend entgegenzutreten.

Dieser anonyme Lesebrief ist jedoch keineswegs repräsentativ. Es ist die Meinung einer Person, die immer noch in der Vergangenheit lebt und der Vergangenheit nachtrauert. Unsere IGB hilft vorbildlich und ich möchte Ihnen allen, die auf die eine oder andere Art daran beteiligt waren, vom ganzen Herzen danken. So detailliert wie die IGB hilft, hilft keine andere Gemeinde in der Schweiz – das Wissen sogar mittlerweile die Schweizer Behörden und es stand sogar in den israelischen Zeitungen. Ich habe auch so manche böse Zunge sagen hören, dass wir so intensiv helfen, weil ich ja aus der Ukraine bin. Auch das ist falsch und man müsste nach sieben Jahren schon wissen, dass

der Rabbiner aus Berlin stammt und weder ideologisch noch familiär mit der Ukraine etwas zu tun hat. Meine Familie stammt aus Litauen. Litauen hat mit der Ukraine weniger zu tun als die Schweiz mit Österreich oder Deutschland. Ich kann nur die russische Sprache sprechen und ich bin jüdisch – das vereint mich mit den Geflüchteten. Und helfen tue ich nur, weil es Menschen sind, Menschen, die Hilfe brauchen – das ist der einzige Grund. Doch diese Hilfe ist nicht nur an diese Menschen gerichtet, langfristig ist es die Hilfe an unsere Gemeinde!

In der nächsten Generation, wenn Geschichtsbücher über uns schreiben werden und Menschen, die als Kinder geflüchtet sind, über die IGB erzählen werden, so werden wir eine Vorbildfunktion unter den europäischen Gemeinden einnehmen.

Denn das ist die Einstellung, die ich für unsere Gemeinde wünsche – die Menschen als Menschen zu sehen – nicht als Elsässer, Deutsche, Schweizer, Ukrainer, Ostjuden, Westjuden, Israelis, etc. etc., sondern als Menschen, einzig und allein als Menschen. Nur so wird sich die IGB immer mehr und mehr in Richtung «*unsere*» Gemeinde bewegen, obschon sie meiner Ansicht nach bereits auf einem guten Weg ist, was Ihnen allen zu verdanken ist.

Ja, der Oberrabbiner von England hat dies sogar bestätigt. Denn vor einem Monat besuchte bekannterweise Rabbiner Mirvis, der Oberrabbiner von England, unsere Gemeinde. Vor seiner Abreise sagte er zu meiner Frau und mir und einigen Leuten, die um ihn herum standen, dass er

über 40 Gemeinden in England betreut, er aber nur selten eine so grosse Einheit, Freundlichkeit, Gastfreundschaft und Geborgenheit vorgefunden hat, wie in unserer Gemeinde. Schauen Sie doch die vielen Ex-Basler an, mit was für einer Sehnsucht sie über die Gemeinde sprechen; Menschen, die seit Jahrzehnten wo anders leben abonnieren noch den Newsletter, kommentieren Ereignisse in der IGB via Facebook, hören die Online-Schiurim und können sich mental von der IGB einfach nicht trennen – und das ist auch gut so! Manchmal habe ich das Gefühl, viele würden es sich wünschen, dass wir die IGB mitsamt unserer Synagoge einfach irgendwo zwischen Raanana und Tel Aviv verpflanzen – dann gibt's alle Vorteile von Israel und die IGB gleich um die Ecke mit dazu. Wir sind eine offene Gemeinde und werden dies immer mehr und mehr – trotz der wenigen Stimmen, die dies hinterfragen oder nicht wahrhaben wollen. Allein die Statistiken der vielfältigen Programme und Mitglieder unserer Gemeinde sprechen dafür.

Viele der Menschen, die am Jubiläum des Zionistenkongresses vor einem Monat teilgenommen haben, waren verwundert, eine so wunderbar funktionierende Gemeinde vorzufinden. Als der Diaspora Minister von Israel, der viele kleine und mittelgrosse Gemeinden in Europa kennt, unsere Gemeinde besucht hat, war er sehr überrascht, wie aktiv und positiv wir doch sind. Und warum ist das so? Weil wir eine echte Gemeinde sind, bestehend aus Menschen, die mehrheitlich aus solidarischen Gründen Mitglied sind und nicht, weil sie irgendwelche Vorteile aus der Gemeinde zu ziehen versuchen. Gäste von aussen spüren und sehen das; aber auch wir sollten dies spüren und zu schätzen lernen.

Wir verbringen leider viel zu viel Zeit damit die Defizite unserer Gemeinde aufzuzeigen, über ihre Probleme zu sprechen, den Mitgliederschwund nachzuweisen – das sind natürlich alles sehr wichtige Themen, aber trotz all der Wichtigkeit verlieren wir den Fokus auch mal auf uns selbst zu schauen und zu sagen: Eigentlich sollten wir stolz auf unsere Gemeinde sein!

Nehmen Sie ein weisses Blatt Papier, malen Sie einen schwarzen Punkt in die Mitte und fragen Sie die Menschen um Sie herum, was sie sehen. Viele werden wahrscheinlich sagen: Einen schwarzen Punkt. Aber ich der Tat nimmt der schwarze Punkt nur einen kleinen Bruchteil des Blattes in Anspruch, denn in Wahrheit sieht man primär eine grosse weisse Fläche vor sich und nur in der Mitte einen kleinen schwarzen Punkt. Und genau das trifft auch auf uns zu.

Liebe Gemeinde, es kommt ein neues Jahr auf uns zu mit vielen neuen Herausforderungen, Kritiken und Problemen, die selbstverständlich gelöst werden müssen. Und doch lehren uns unsere Weisen, dass Rosch haSchana kein Tag ist, von dem wir Angst haben sollen. Es ist kein Tag, an dem man sich in schwarze Gewänder kleidet, weil man vor das G'ttliche Tribunal kommt und sich vom Urteil fürchtet, sondern es ist ein Feiertag, an dem man sich freut, für den man sich schön macht und festliche Kleidung trägt. Wie können wir uns so freuen am Tag des Gerichts? Die Antwort darauf ist: Weil wir uns dessen bewusst sind, dass wir auch Verdienste haben; auch unser Leben hat eine grosse weisse Fläche und einige schwarze Punkte, und G'tt wird sich sicher an unsere Verdienste erinnern.

An den kommenden zwei Tagen von Rosch haSchana geht es darum sich auf unsere Verdienste als Gemeinde und als Individuen zu besinnen; erst am Jom Kippur geht es um unsere Fehltritte. Denn bevor man versteht, was man *nicht* hat, muss man zuerst verstehen und schätzen, was man *ja* hat – und wir haben eine echte und vereinte Gemeinde, auf die wir heute stolz sein sollten.

Zwar sollten wir uns natürlich von Selbstlob keinesfalls blenden lassen, dennoch aber dürfen wir – so denke ich zumindest – zwei Tage im Jahr auch mal positiv über uns reden und auf ein für unsere Gemeinde produktives Jahr zurückblicken und ein weiteres, noch besseres kommendes Jahr erwarten.

Und solange wir im Sinn behalten werden, dass es nicht deine, nicht meine, nicht seine und auch nicht ihre, sondern unsere Gemeinde ist, dann wird auch unsere Gemeinde ein Herzstück der jüdischen Gemeinden in der Schweiz und Europa bleiben.



**Israelitische
Gemeinde
Basel**